

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 52 (1948-1949)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Conrad Ferdinand Meyers Lebensweg  
**Autor:** Eschmann, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664799>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Welt liegt, sind zwei zum größten Teil und eine, die wichtigste, außereuropäisch. Europa ist vom Kriegssubjekt zum Kriegsobjekt geworden, und zwar auf die unglücklichste Art. Kein außereuropäischer Staat befindet sich in einer so schwierigen Lage wie die meisten Länder Europas, und nirgends hätte ein neuer Krieg katastrophalere Folgen. Man kann sich vorstellen, daß Amerika, Afrika oder Asien einen dritten Weltkrieg überstehen könnten; ein Ueberleben Europas aber ist undenkbar.

Jene Neutralität, die für die Schweiz ein konstitutionelles nationales Element darstellt, ist für Europa plötzlich zu einer physischen Notwendigkeit geworden. Der Frieden — das heißt das Fernhalten kriegerischer Aktionen vom eigenen Gebiet — ist eine materielle Voraussetzung des Fortbestehens geworden; und in Europa ist auch die Schweiz inbegriffen, denn die neuen Angriffsmittel machen eine neuerliche Respek-

tierung der schweizerischen Neutralität unmöglich.

Heute brauchen wir ein System einer europäischen Neutralität, wie 1815 die Notwendigkeit einer schweizerischen Neutralität erkannt wurde. Einziger Unterschied ist, daß 1815 der schweizerischen Neutralität die schweizerische Eidgenossenschaft zugrunde lag, während heute die europäische Neutralität nicht auf die Bildung einer europäischen Föderation warten kann. Alle diejenigen, die sich mit der Schaffung der „Vereinigten Staaten Europas“ befassen, riskieren unnütze Arbeit zu leisten, weil sie das Primäre mit dem Sekundären, die Vorbedingung mit dem Endziel verwechselt haben.

Trotz ihrer territorialen Kleinheit ist die Schweiz groß als moralische Kraft und als politisches Beispiel. An ihren Bürgern liegt es, die Sache der europäischen Neutralität und damit der Rettung Europas in die Hand zu nehmen.

Conrad Ferdinand Meyer

## A B E N D W O L K E

So stille ruht im Hafen  
Das tiefe Wasser dort,  
Die Ruder sind entschlafen,  
Die Schiffelein sind im Port.

Nur oben in dem Aether  
Der lauen Maiennacht,  
Dort segelt noch ein später  
Friedfert'ger Fährte sacht.

Die Barke still und dunkel  
Fährt hin in Dämmerchein  
Und leisem Sterngefunkel  
Am Himmel und hinein.

## Conrad Ferdinand Meyers Lebensweg

Von Ernst Eschmann

Am 28. November 1948 sind es 50 Jahre, daß der gefeierte Zürcher Dichter das Zeitliche segnete. Droben neben der Kirche von Kilchberg hat er seine letzte Stätte gefunden, an einem Blatz, der den ersten Strahl der Sonne bekommt, der eine Aussicht genießt, die ihresglei-

chen sucht. Aus der Tiefe leuchtet der See, den der Sängler als den „hellsten der Schweiz“ gepriesen hat, und aus der Ferne winken die weißen Gletscher des Glarnerlandes, die hohen Berge, die Conrad Ferdinand Meyer zu ausgiebigen Wanderungen und Aufenthalten so

gerne aufgesucht hat. Hier ruht er aus nach einem langen Leben, das ungewöhnlich gewesen ist. Zu Zeiten und lange Jahre war er sich selber ein Rätsel. Zu seiner Schwester hat er einmal gesagt: „Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einst daran herumräteln!“

Was ist denn so merkwürdig?

Wie ein geheimnisvolles Gestirn aus trüben Nebeln hervorbriecht und am Himmel eine Weile ein funkelndes Licht entfaltet, um später wieder in abendliches Dämmer zu geraten und plötzlich auszulöschen, so mutet der Lebensweg unseres Dichters an. Er trug an einem schweren Erbe, das sein Schicksal bestimmte. Die Mutter war an Leib und Seele eine überzarte, schwächliche Natur. Melancholien suchten sie heim; sie quälte sich mit Selbstvorwürfen, und alle gesellschaftlichen Fähigkeiten und künstlerischen Neigungen und aller gute Wille, den Armen und Leidenden, besonders den Taubstummen, zu helfen, vermochten ihr keine frohe Genugtuung zu verschaffen, daß sie das Leben meisterte und zu einer Freude sich durchrang. Und der Vater, ein gebrechliches Zwillingsskind, lebte mehr nach innen als nach außen, war eine Gelehrtennatur, mehr an die Studierstube gebunden, als daß er sich mit dem tätigen Leben auseinandersetzte, ein Idealist und Denker, ohne Feuer und Leidenschaft, ein Charakter ohne Fehl und Tadel, vornehm und gewissenhaft. Am Zürcher Gymnasium dozierte er Geschichte und Erdkunde und schrieb ein viel beachtetes Buch über „Die Geschichte der evangelischen Gemeinde in Locarno“.

Es hatte allen Anschein, daß der wohlgeartete Knabe sich gut entwickeln würde. Aber unversehens ließen seine Leistungen am Gymnasium zu wünschen übrig. Eine ungezügelte Phantasie führte ihn auf andere Gebiete. Freude am Zeichnen erwachte. Er machte Gelegenheitsgedichte, stöberte einsam im Hausgarten herum und wurde — selten einmal — vom Vater in die Berge mitgenommen, ins Bündlerland, auf die Fährten des Georg Jenatsch.

Mit 15 Jahren — viel zu früh — verliert Conrad den Vater. So ist der Mutter allein die Pflicht der Erziehung aufgebürdet. Mit lei-

denchaftlicher Liebe liegt sie ihr ob. Aber ihr empfindliches Gemüt, das zu wenig Sonne in sich hat und aus einem tiefgründigen Glauben heraus mehr aufs Jenseits gerichtet ist, vermag dem ungestümer werdenden Buben nicht Herr zu werden. Sie versteht ihn nicht und verzweifelt an den Unarten, die in den Entwicklungsjahren des Knaben sich bemerkbar machen. Was fängt sie nur an mit ihrem „armen Conrad“?

In den „Leiden eines Knaben“ tritt später manches an den Tag, was der Bub unter den kurzfristigen Erziehungsmethoden der Mutter gelitten.

Außerstande, mit ihm an ein Ziel zu kommen, schickt sie ihn in die Obhut des Historikers Louis Bulliemin, der ein Freund des Vaters gewesen ist. Conrad atmet in Lausanne auf und hat Gelegenheit, mit der französischen Literatur in Berührung zu kommen.

In Zürich wird dann die Matura bestanden. Man denkt daran, den jungen Mann Staatsdienssten zuzuführen. Zu diesem Zweck soll er Jura studieren. Aber es fehlt ihm die Freude dazu. Mehr Neigung spürt er zur Geschichte, am meisten zur Poesie. Eines Tages schickt die Mutter ein ganzes Paket Gedichte ihres Sohnes an den schwäbischen Dichter Gustav Pfizer. Der möge urteilen, wie es mit den Talenten und Aussichten Conrads steht. Aber o weh! Der Spruch lautet nicht ermutigend. Der unglückliche Student vertändelt seine Jahre mit mancherlei Liebhabereien. Er entwickelt sich zum wortfargen Eigenbrötler und Träumer. Willkommene Abwechslung bieten ihm körperliche Übungen, fechten, reiten und schwimmen. Gefährliche, führerlose Bergtouren werden unternommen. Zu Hause vergräbt sich der Unglückliche in eifrige Lektüre. Shakespeares und Calderons werden verschlungen, daneben auch Freiligrath und Lenau. Der einzige Freund, mit dem er sich gelegentlich ausgesprochen hat, ist ins Ausland gezogen. Zum geselligen Umgang bleibt noch die um sechs Jahre jüngere Schwester Betsy und die Freundin der Betsy, die später berühmt gewordene Johanna Spyri. Die ratlose Mutter gibt den sich zerquälenden und dahindämmern-

den Sohn verloren. „Er ist für dieses Leben nicht mehr da.“

Selbstmordgedanken beunruhigen ihn.

Nein, so kann, so darf es nicht weiter gehen.

Der 27jährige Student wird der Irrenanstalt in Präfargier bei Neuenburg zugeführt. Bald stellt sich heraus, daß der Fall nicht so verzweifelt ist. Es handelt sich um eine Nervenüberreizung, die bei liebevoller Behandlung einen guten Verlauf nehmen kann. Bulliemin, die starke, ausgeglichene Persönlichkeit, versteht es, im Verirrten neues Selbstvertrauen erstehen zu lassen. Er stellt ihm Aufgaben. Conrad erteilt auf sein Betreiben hin Geschichtsstunden am Laufanner Blindeninstitut. Noch eine stärkere Willens- und Geistesanstrengung verlangt die Uebersetzung französischer Geschichtswerke ins Deutsche. Ein kleiner Verdienst schaut heraus, und er macht Freude. Nein, so schlimm muß es nicht stehen mit ihm, sagt sich der zu einer Tätigkeit geweckte Träumer, und überdies war's eine treffliche sprachliche Schulung, die er arbeitend durchgemacht hatte.

Doch der Stein des Unheils rollte zu Hause weiter. Ein alter entfernter Verwandter, ein hilfloses Wesen, das in der Meyerschen Familie seit langem betreut wurde, starb, und Mutter Meyer fürchtet aus nervöser Ueberängstlichkeit heraus, Schuld zu tragen am Tode ihres Hausgenossen. Andere Sorgen und Vorwürfe kommen hinzu und lassen ihr keine Ruhe; ihrer Verzweiflung wird sie nicht mehr Herr und flieht nach einem tragischen Entschluß aus der Welt.

Nun nimmt das Leben für Conrad und seine Schwester eine andere Wendung. Schmerzvoll ist wohl der Verlust der Mutter, mit der sie trotz allem und allem tief verbunden waren. Und doch sind Fesseln gesprengt worden, an denen sie oft bis ins Innerste gelitten hatten. Und ein Tor ging ihnen mit einem Male auf, hinter dem das Leben mit reichen Gaben bereit stand. Mallet, der alte verstorbene Vertraute des Meyerschen Hauses, hatte den Geschwistern beträchtliche Legate verschrieben, so daß sie als nun wohlhabende Leute sich das Leben schöner und bequemer einrichten konnten.

Wünsche gingen ihnen jetzt in Erfüllung, die sie schon lange gehegt. Reisen! Jetzt wurden ihnen Reisen möglich, die weitgehenden Bildungszwecken dienten.

Dem ewigen Studenten tat es wohl, einmal der Stadt zu entfliehen, in der er immer noch über die Achsel angeschaut wurde. Altersgenossen waren inzwischen in gute Stellungen aufgerückt, er aber suchte noch immer und hatte keinen, auch nicht den geringsten Posten erobert. Conrad zog nach Paris, besuchte Konzerte und Theater und hatte es besonders auf die Galerien abgesehen, auf den Louvre. Hier studierte er das alte Frankreich, die Meister der Renaissance, Perugino, Leonardo, Rafael. Ein ganz neues Lebensgefühl ergreift von ihm Besitz. Die Geschwister unternehmen nun gemeinsame Reisen, in die Berge, nach Engelberg, ein andermal über Marseille nach Italien, nach Rom, wo dem Kunstbeflissenen besonders Michelangelo einen starken und nachhaltigen Eindruck hinterläßt.

Und Menschen lernen sie kennen, die ihnen ganz neue Perspektiven eröffnen, einen Baron Ricajoli, den Vorkämpfer von Italiens Einigung, eine Kraftnatur, einen Mann des Willens und der Tat. Conrads schwächliches Wesen entdeckte ein Wunschbild in ihm. Daß er doch auch etwas besäße von diesem Draufgängertum!

Daheim gibt man sich blühenden Erinnerungen hin und erholt sich von den Strapazen der Reise. Allerlei Arbeiten werden in Angriff genommen, wissenschaftliche Pläne tauchen auf, neue Uebersetzungen kommen an die Reihe. Auch die Dichtung regt sich. Ein Bändchen Gedichte liegt vor: „Bilder und Balladen von Ulrich Meister.“ Aber es findet sich kein Drucker, kein Verleger.

Für die nächste Sammlung „Zwanzig Balladen von einem Schweizer“ muß der Verfasser noch die Kosten der Veröffentlichung tragen. Sie findet unter den Lesern keinen starken Widerhall. Aber das Eis ist gebrochen. Da und dort erscheinen jetzt Gedichte in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften.

Conrad Ferdinand Meyer hält mit seiner Schwester Einzug in einem alten Patrizierhaus in Rüschnacht. Ein herrlicher Blick öffnet sich ihm

auf den See und die Berge. Nicht selten werden Fahrten seeauf und seeab unternommen. Unschätzbar sind die Dienste Betsys. Ihr kluges, praktisches, oft gar männliches Wesen erledigt ihm manche Geschäfte im Haus, und immer mehr wird sie auch in künstlerischen Dingen seine Vertraute und weise Beraterin. Viel Anregung und Ablenkung bietet ihm jetzt der geistvolle und literarisch bedeutungsvolle Kreis von François Wille auf Mariafeld in Meilen. Künstler und Gelehrte auf den verschiedensten Gebieten finden sich hier zu regem Gedankenaustausch zusammen, Herwegh, Kinkel, Richard Wagner, Vizt, Mommsen und Semper. Auch Gottfried Keller taucht auf. Man plaudert, man liest vor und erörtert Probleme der Zeit. Spannungen liegen in der Luft, und eine innere Reise bahnt sich an und treibt in Meyer zu einem überraschenden Durchbruch. Er sagt es selber: „1870 war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüter zwiespältig aufgereggt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, tat ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlaß das französische Wesen ab, und innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich „Gutten's letzte Tage“.

Mit dem „Gutten“ beginnen die Meisterjahre Conrad Ferdinand Meyers. Nach langer, schmerzvoller Entwicklung hat er sich und seinen Beruf gefunden. Er ist zum Künstler gereift. Schon steht er in der Mitte der vierziger Jahre und muß sich beeilen, wenn er noch eine schöne literarische Ernte einbringen will. Es gilt auch, vieles nachzuholen, was er in so langen Jahren ohne Schuld, durch die Macht innerer Hemmungen, versäumte.

Die Tage lichten sich, und angenehme Lebensverhältnisse bahnen sich an. Der Fünfzigjährige verlobt sich mit der Tochter seines alten Freundes, des Obersten Ziegler. Eine ausgiebige Hochzeitsreise führt das glückliche Paar in die Provence, an die französische Riviera und bis nach Korjika.

Der Dichter erwirbt 1877 den schönen Sitz in Kilchberg, auf dem er bis zum Ende seines Le-

bens bleibt. Er fühlt sich innerlich leicht, von seiner Umgebung geachtet, ja bald berühmt. Seine Geschichten werden vom In- und Ausland mit Spannung verfolgt. Besuche von überall her melden sich an. Die Universität Zürich verleiht ihm den Ehrendoktor. Gern sucht er gelegentlich die Stadt auf, besucht künstlerische Veranstaltungen und gelehrte Gesellschaften. Beziehungen zu gefeierten Persönlichkeiten bahnen sich an. Nur mit Gottfried Keller gelingt es ihm nicht, in ein freundschaftliches Einvernehmen zu kommen. Sie sind zu verschieden geartete Naturen. Der Zürcher Kunsthistoriker und Professor Rahn wird ein guter Freund und Berater auf manchen Gebieten. Ein in Kilchberg gerne gesehener Gast ist auch Julius Rodenberg, der Redaktor der weit verbreiteten, hoch angesehenen deutschen Zeitschrift, die „Deutsche Rundschau“. Hier erscheinen die meisten Novellen Meyers im Erstdruck, neben andern berühmten Zeitgenossen, wie Keller, Storm, Heyse und Fontane. Dann folgen die Buchausgaben, Jahr um Jahr, vom „Amulet“ bis zu „Angela Borgia“. Die siebziger und achtziger Jahre sind die fruchtbarsten. Gleich nach dem „Amulet“ tritt der Roman „Jürg Jenatsch“ an die Öffentlichkeit. Ihm folgen „Der Heilige“, „Plautus im Nonnenkloster“, „Gustav Adolfs Page“. Wenn die Stoffe auch der Geschichte, mit Vorliebe der Renaissance angehören, steckt doch ungemain viel von der Persönlichkeit des Dichters in ihnen. Er liebte es nicht, und so vermied er es, seine Gefühle unmittelbar kundzutun. Da bettete er sie in seine Geschichten und verbarg sich hinter mancher Gestalt seiner Dichtungen. Auch die meisten seiner Gedichte haben nicht den leichten spielerischen Ton, wie ihn Storm zum Beispiel von der echten Lyrik verlangte. Und doch, sein Gedichtbuch, anno 1882 zum erstenmal erschienen, zählt zu den besten Sammlungen, die die deutsche Literatur besitzt.

Conrad Ferdinand Meyer hat von der Welt viel gesehen. Jetzt bleibt er gerne zu Hause, auf seinem schönen Gute, an seinem lieben See. Nur noch einmal zog er aus auf eine größere Reise ins Ausland, diesmal nach Berlin, Dresden und Leipzig. Aber seine Berge suchte er immer wieder auf zu kürzeren oder längern Aufent-

halten, das Berner Oberland, den Rigi und Graubünden.

Ende der achtziger Jahre begann seine Schaffenskraft zu erlahmen. Mancherlei Beschwerden stellten sich ein, die meist nervöser Natur waren. „Angela Borgia“ wird mit Not zu Ende geführt. Schatten fallen auf das Gemüt des Dichters. Es verdüstert sich zu gefährlichen, krankhaften Verstimmungen. Mehr und mehr zieht er sich von den Menschen zurück, zerquält sich und ist mit sich selber unzufrieden. Wahnvorstellungen lassen es als notwendig erscheinen, daß der Dichter in der Heilanstalt Königsfelden untergebracht wird. Das künstlerische Schaffen hat sein Ende gefunden.

Leicht gebessert darf er 1893 wieder nach Hause. Der Menschenscheue schließt sich von der Außenwelt ab, liebt in seinem Arbeitszimmer und ist kaum dazu zu bewegen, in seinem schönen Garten sich zu ergehen. Es ist ein geistiges Hindämmern, das noch Jahre andauert. Verse, die gelegentlich noch geschrieben werden, haben nicht

mehr den Glanz und die Anschaulichkeit von früher.

Adolf Frey, der erste verdienstvolle Biograph des Dichters, er, der ihn so oft in Rülchberg besucht hatte, schildert seine letzten Stunden in schönen und schlichten Worten: „Es war am 28. November, einem ungewöhnlich sonnigen und milden Tag. Conrad Ferdinand Meyer spazierte in seiner kleinen Veranda zu ebener Erde in der Mittagssonne und setzte sich dann, nachdem er Hut und Ueberzieher abgelegt, auf das Ledersofa seines Arbeitszimmers. So fand ihn die Tochter über der Lektüre des neuesten Heftes der „Deutschen Rundschau“. Als sie sich in das anstoßende Zimmer begeben hatte, hörte sie durch die offene Verbindungstüre ein eigentümliches Atemgeräusch. Herzugeeilt sahen Frau und Tochter ihn in das Sofa zurückgesunken, eine plötzliche Röte schoß über sein Gesicht, dann wurde er bleich und tat in den Armen der Frau friedlich den letzten Atemzug. Ohne Bewußtsein, ohne Todeskampf war er hinübergegangen. Es war ein Herzschlag.“

## *Ewig jung*

### IST NUR DIE SONNE

Heute fanden meine Schritte mein vergessnes Jugendtal,  
Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen kahl.  
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höhn –  
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.  
Drüben dort im schilfgen Grunde, wo die müde Lache liegt,  
Hat zu meiner Jugendstunde sich lebend'ge Flut gewiegt.  
Durch die Heiden, durch die Weiden ging ein wandernd Herdgetön —  
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

*Conrad Ferdinand Meyer*